

Aus dem Inhalt:

Das große Fest

Die Quäker – Christen ohne Dogma

TEMPLER-PROFILE

Lichtblick

»Ändert euren Sinn!«

hamoshawa hagermanit chaifa

TREFFPUNKT

Gemeindemitteilungen

# Das große Fest

Peter Lange

## Von unseren Prioritäten im Leben

»Einmal erzählte Jesus das folgende Gleichnis: Ein Mann hatte viele Leute zu einem großen Fest eingeladen. Als es so weit war, schickte er seinen Diener zu den Geladenen und ließ ihnen sagen: 'Kommt, es ist alles bereit!' Aber sie fingen alle an, sich zu entschuldigen. Der erste sagte: 'Ich habe ein Stück Land gekauft, das muß ich jetzt besichtigen, entschuldige mich bitte!' Ein anderer erklärte: 'Ich habe fünf Gespanne Ochsen gekauft, nach denen muß ich jetzt sehen. Ich bitte dich, entschuldige mich.' Ein dritter sagte: 'Ich habe gerade erst geheiratet, darum kann ich nicht kommen.' Der Diener kam zurück und berichtete alles seinem Herrn. Da wurde der zornig und befahl ihm: 'Lauf schnell auf die Straßen und Gassen der Stadt und hole die Armen, die Krüppel, die Lahmen und Blinden her!' Der Diener ging, kam zurück und berichtete: 'Ich habe getan, was du befohlen hast. Es ist aber noch Platz da.' Da sagte der Hausherr zu ihm: 'Geh auf die Feldwege, an die Hecken und Zäune und rede allen zu, in mein Haus zu kommen, damit es voll werde. Von denen, die eigentlich geladen waren, wird keiner teilnehmen an meinem Fest.'« (Luk. 14, 16-24)

Jesus hat zur Veranschaulichung seines Redens von Gott gern Bilder und Szenen aus dem Volksleben gebraucht. Er sprach ja fast immer zum Landvolk und mußte sich so ausdrücken, daß diese einfachen Leute ihn auch verstanden. Das, was er sagte, mußte für sie *vorstellbar* sein. Das *Unsichtbare* in der Religion mußte den Zeitgenossen *sichtbar* gemacht werden. Religiöse Begriffe mußten eine *Gestalt annehmen*, damit sie wirken konnten.

Ein Begriff hatte ganz im Mittelpunkt seines Lebens und Redens gestanden: es war dies der *Begriff des Gottesreiches*. Das Gottesreich war für ihn ein Ausdruck dafür, nach was die Menschen in ihrem Leben streben sollten. In zahlreichen *Gleichnisbildern* hat er versucht, dieses Gottesreich den Menschen begreiflich zu machen. Wir kennen sie alle: die Bilder vom Senfkorn, von der still wachsenden Saat, vom Schatz im Acker und von der kostbaren Perle.

Ein weiteres dieser Bilder handelt vom *großen Fest*. Es ist eine Szene, die uns auch heute gut vorstellbar ist. Welche Dinge fallen uns daran wohl auf? Ich will einmal meine eigenen Beobachtungen und Eindrücke aufzählen:

1. *Es ergeht eine Einladung*. – Der Hausherr lädt in sein Haus ein. Er will mit anderen Menschen zusammen sein. Er will mit ihnen Gemeinschaft pflegen. Jesus will sagen: Dieser Gastgeber ist Gott. Gott sucht die Verbindung zu den Menschen. Er streckt die Hand aus. Er geht den Menschen sogar - wie wir aus dem bekannten Gleichnis vom verlorenen Sohn wissen - ein Stück weit entgegen. Ganz am Anfang der Gottesbeziehung des Menschen steht *nicht* die Erfüllung von Ge-

boten, nicht die religiöse Leistung also, sondern am Anfang, vor allem anderen, steht die *Einladung*, zu ihm zu kommen.

2. *Diese Einladung gilt allen Menschen.* – Zunächst hat der Hausherr nur *bestimmte* Gäste auf seiner Einladungsliste, doch er ändert seinen Sinn und holt *alle* in sein Haus, die er finden kann. Treffender, als es der Evangelist tut, kann man eigentlich gar nicht ausdrücken, was man unter »alle« versteht: es spielt keine Rolle, welche soziale Stellung einer hat, welchen Beruf er ausübt, welchen Glauben er hat, was er besitzt, wie er angezogen ist, welche körperlichen Mängel er hat. Ob es Arme, Krüppel, Lahme oder Blinde sind, ob sie in den Straßen und Gassen der Stadt oder auf den Feldwegen, an den Hecken oder an den Zäunen zu finden sind: allen gilt Gottes Einladung *gleichermaßen*. Denn Gott hat keine Vorurteile. Man darf so kommen, wie man ist, auch als armer, sündiger Mensch, der nicht begreifen kann, was Gott an ihm findet.

3. *Die Einladung gilt nur für jetzt* und nicht für morgen und für übermorgen. – Jesus lebte in der Erwartung, daß es eine Zeitenwende geben würde, daß das Gottesreich bald anbrechen werde und daß es deshalb keine Möglichkeit mehr gäbe, die persönliche Entscheidung auf die lange Bank zu schieben. *Jetzt* und *hier* mußte jeder der Angesprochenen für sich entscheiden, ob er die Einladung zum Gottesreich annehmen wollte oder nicht. »Dränge sie, in mein Haus zu kommen« heißt es in einer Übersetzung des Lukastextes.

Wenn diese Erwartung einer baldigen Zeitenwende für Jesus und seine Nachfolger auch nicht in Erfüllung gegangen ist: die *Dringlichkeit*, sich für das Gottesreich zu entscheiden, ist geblieben. Jeder Aufschub führt weiter von Gott weg und nicht zu ihm hin. Und welches Schicksal die Menschheit erleidet, wenn sie in der Gottferne lebt, ist uns zeitweise leider schon genügend erfahrbar geworden.

4. *Die Einladung wird von vielen ausgeschlagen.* – Sie haben keine Zeit. Besser gesagt: Sie wollen sich *keine Zeit nehmen*, um zum Fest zu kommen. Sie müssen noch andere Dinge erledigen. Besser gesagt: sie haben noch *andere Interessen*. Vielleicht denkt der eine: ich würde ja recht gern hingehen, aber zuerst muß ich das mit dem Stück Land erledigen, muß Grenzpfosten einschlagen und einen Zaun ziehen, wenn dann noch Zeit ist, kann ich ja anschließend noch hingehen.

Die Entschuldigungsgründe sind für uns doch recht plausibel. Würden wir es denn anders machen? Wir können so viele Pflichten und Aufgaben unseres Alltagslebens doch nicht einfach so auf die Seite schieben und auf ein Fest gehen. Das ist heute nicht anders als damals. Wie oft leiden wir doch darunter, das etwas »liegenbleibt«, das eigentlich schon längst hätte erledigt werden müssen.

Aber wie ergeht es andererseits *uns*, wenn *wir* der Gastgeber sind und wenn *wir* auf eine Einladung Absagen bekommen? Wir können Hinderungsgründe der Eingeladenen dann zwar verstehen, aber wir sind traurig und niedergeschlagen. Ich denke da durchaus auch an unsere Gemeinde als die Gastgeberin. Wie oft lädt sie ein, bietet Platz und Bequemlichkeiten an, damit menschliche Gemeinschaft gefeiert werden kann. Und wie oft erhält sie Absagen in der Art, wie sie in unserem Gleichnis beschrieben sind. Wir Mitglieder sind ja alle in der Rolle der Eingelade-

nen und wissen um das Problem, *beidem* nachzukommen, der Einladung *und* unseren Alltagsgeschäften.

Und als Letzte meiner Beobachtungen noch: 5. *Die Einladung gilt einem Fest.* – Es ist ein *besonderes* Ereignis, zu dem eingeladen wird, ein Ereignis, das *herausgehoben* ist aus dem gewöhnlichen Alltagsleben. Wir kennen solche herausgehobenen Feste aus unserer persönlichen Erfahrung: Geburtstagsfeste, Hochzeitsfeste, oder Gemeindefeste wie Dankfest oder Weihnachtsfeier. An diesen Festen nehmen im allgemeinen mehr Gemeindeglieder teil als an einem normalen Gemeinde-Saal. Warum wohl? Einfach, weil wir diesen Festen einen *höheren Rang* einräumen.

Daß Jesus seinen Zuhörern als Gleichnisbild ein Fest vor Augen führt, heißt also, daß er dem Gottesreich einen Rang *vor allen anderen Dingen im Leben* einräumt. Er will, daß wir der Verbindung zu Gott *oberste Priorität* geben. In unserer Gleichnisgeschichte haben die zuerst eingeladenen Gäste ihre Prioritäten anders gesetzt. Es ist ja nichts dagegen zu sagen gewesen, daß jemand sich der ordentlichen Verwaltung seines Besitzes zuwendet oder den Arbeitsmitteln, die er zu seinem Tagwerk braucht, oder seiner Ehe. Was Jesus mit diesem Bild darstellen will, ist, wie *klein* doch diese vordergründigen Beschäftigungen sind gegenüber der *unbegreiflichen Größe* der Einladung Gottes.

Und wie steht es mit *unseren* Prioritäten im Leben? Was kommt *für uns* an erster Stelle, was an zweiter und dritter? Vielleicht kann es sein, daß da etwas an die erste Stelle getreten ist, was diesen Platz eigentlich nicht beanspruchen dürfte, und uns deshalb davon abhält, die wirklich wichtigen Lebensfragen anzugehen.

Aber was sind die wirklich wichtigen Lebensfragen? Das Eigenschaftswort »wichtig« kann von verschiedenen Menschen ganz unterschiedlich gebraucht werden. Es kann in meinem Leben eine ganze Reihe von Dingen geben, die wirklich wichtig sind, sei es die Sicherung meines Arbeitsplatzes, die Instandhaltung meines Autos, die Erziehung und Schulung meiner Kinder, die Einrichtung meiner Wohnung oder die Beschaffung von Nahrungsmitteln und Kleidung für die Familie. Doch normalerweise kommen noch Dutzende anderer Beschäftigungen hinzu, die mir auch noch wichtig sein können: der Sport, das Hobby, die Kultur, die Unterhaltung, die Weiterbildung. Ich könnte noch viele andere aufzählen.

Vielleicht können wir uns aus diesem Dilemma dadurch befreien, daß wir in unserem Kalender oder Notizbuch eine nur für uns selbst geltende Prioritätenliste aufschreiben. Was soll in meinem Leben *an erster Stelle* stehen, was an zweiter, usw.?

An jedem Tag müssen wir uns dann kontrollieren und fragen, ob wir vielleicht gerade Dinge tun, die in der Prioritätenliste *weiter unten* stehen, und aus Zeitmangel etwas hinausschieben, das eigentlich Vorrang hätte. Wir dürfen dann nie mehr der Meinung sein, daß alles gleich wichtig wäre. Immer wieder haben wir die Aufgabe, zu prüfen was im jeweiligen Augenblick wichtiger ist.

Wir sehen also, wie ein Text aus einer *längst vergangenen Zeit* für unser *heutiges Leben* praktische Bedeutung erlangen kann. Jesus spricht uns aus diesem

Gleichnis *über die Jahrtausende hinweg* an und fragt, wie wir unsere Prioritäten verteilen. Und wir müssen wahrscheinlich kleinlaut gestehen, daß auch wir, nicht nur die Gäste in der Lukasgeschichte, gar zu oft Hinderungsgründe haben, um die Einladung zum großen Fest anzunehmen. Wir haben zwar von diesem Gastgeber gehört, der so überaus großzügig und entgegenkommend ist, aber wir haben ihn vielleicht *noch nicht richtig* kennengelernt, sonst würden wir alles andere stehen und liegen lassen und seiner Einladung folgen.

Das Gleichnis des großen Festes bedeutet mir als Templer deshalb so viel, weil in ihm das Gottesreich nicht als etwas zu Erwartendes, Jenseitiges gesehen wird, sondern als ein *Zustand unter den Menschen*, der *hier* und *jetzt* zu verwirklichen ist. Nicht Passivität, Abwarten wird da von uns verlangt, sondern Aktivität, Willensentscheidung, Zuwendung, indem wir nämlich zum Fest *hingehen*. In den Worten Christoph Hoffmanns ist templerische Glaube nämlich derjenige Glaube, »der das Reich Gottes *will* und es *zu verwirklichen sucht*«.

*(aus einer Predigt in der Tempelgemeinde Stuttgart am 2. März 1997)*

## Die Quäker – Christen ohne Dogma

Jutta Reich

### **Erinnerungen an Begegnungen mit Quäkern in den USA**

*In den Ausgaben Januar und März 1997 der »Warte des Tempels« haben wir Beiträge über die Glaubensgemeinschaft der Quäker veröffentlicht. Wir sind erfreut, daß diese Informationen jetzt durch einen Erlebnisbericht ergänzt werden können, den uns die »Warte«-Leserin Dr. Jutta Reich aus Frankfurt (bis Ende 1995 Geschäftsführerin des Bundes für Freies Christentum) eingesandt hat und für den wir ihr herzlich danken.*

Der geläufige Name für die Quäker in den USA ist »Society of Friends«, d.h. Gesellschaft der Freunde (Jesu). Der Name »Quäker« wird dort nicht benutzt, er war früher ein Spottname.

In den frühen fünfziger Jahren hatte ich mein Studium für »Religious Education« (Religionspädagogik) an der Theologischen Hochschule in Hartford, Connecticut, aufgenommen. Zwei der Professoren, die ich hörte, waren Quäker: zum einen Moses Bailey für Altes Testament, zum andern Dean Alexander Purdy für Neues Testament. Beide Professoren waren sachlich überzeugend, undogmatisch, nüchtern, Bailey hatte sogar einen feinen Humor, den er übrigens auch im hebräischen Text des Alten Testaments fand.

## Rolf Beilharz – Wissenschaftler und Templer

*Mit einer weiteren Templer-Persönlichkeit aus dem Gebiet unserer Schwes-  
tergemeinden in Australien setzen wir die in »Warte«-Heft Oktober 1996 be-  
gonnene Serie von Templer-Kurzportraits fort.*

1988 ist er, damals 52 Jahre alt, von den Mitgliedern der Temple Society Australia zu ihrem Gebietsleiter gewählt worden. Es war dies ein großer Vertrauensbeweis für ihn. Schon in all den Jahren davor hat Rolf Beilharz in verschiedenen Aufgabengebieten gezeigt, daß ihm die Gemeinschaft und unser Gedankengut am Herzen liegt. In besonderem Maße hat er sich dem Problem der Sprachumstellung angenommen. »Schon immer schien es mir wichtig,« schrieb er vor kurzem, »die Gedanken des Tempels besonders an die Jugend weiterzuvermitteln, und zwar so, daß sie auch auf Englisch verstanden werden.« Neben seinen Aufgaben im Ältestendienst (z.B. Saalvorträge) fördert er die Herausgabe englischsprachiger Tempelliteratur, gibt religiösen Unterricht für Jugendliche und pflegt den Kontakt zur Jugendgruppe. In neuerer Zeit nimmt er sich der in Victoria verstreut wohnenden Tempelmitglieder an und organisiert mit ihnen Zusammenkünfte auf dem Lande.

In seinem Einsatz für die Tempelgesellschaft ist Rolf Beilharz in die Fußstapfen seines Vaters Gustav Beilharz getreten, der lange Jahre Gemeindeleiter des Tempels in Sydney war. Auch in seiner Mutter Meta Beilharz, die noch im Templer Home in Bayswater lebt und viel für andere tut, hat er ein leuchtendes Vorbild für templerisches Verhalten. Und noch ein anderes Familienmitglied tut sich hervor und ist dem Namen nach auch vielen von uns in Deutschland bekannt: nämlich seine Schwester Herta Uhlherr als Schriftleiterin des »Templer Record«.

Rolf Beilharz wohnt mit seiner Frau Vyrna in Zentrumsnähe von Melbourne. Beide Ehepartner haben einen Dokortitel »mit Auszeichnung« erworben und sind in der wissenschaftlichen Forschung tätig. Rolf ist seit 1965 mit Vorlesungen an der landwirtschaftlichen Fakultät der Universität von Melbourne sowie mit Forschungsaufgaben auf dem Gebiet der Genetik, der Tierzucht und der Verhaltensforschung tätig, seit 1997 befindet er sich im Ruhestand. Auch zwei der vier Beilharz-Töchter sind Wissenschaftlerinnen mit Doktor-Grad geworden.

Rolf Beilharz hat sicherlich eine wichtige »Brückenfunktion« in der Tempelgesellschaft übernommen. Er hat seine Kindheit noch in der Atmosphäre der alten Tempelkolonie in Haifa verbracht und kann deshalb die Gefühle der älteren Templer-Generation nachempfinden, auf der anderen Seite spricht er die Sprache der australischen Jungtempler und kann ihnen so die Ideen vermitteln, die uns allen so wichtig sind.

(Forts. von Seite 133)

Nach dem Master-Examen kam ich als »Director of Religious Education« an die First Congregational Church in Winchester bei Boston. Während dieser Zeit wurde ich Mitglied des »Fellowship of Reconciliation« (dem Internationalen Versöhnungsbund in den USA) und wurde durch Aktionen und Tagungen auch mit Quäker-Persönlichkeiten bekannt.

Näher lernte ich die Quäker kennen in »retreats« (spirituellen Freizeiten und Tagungen) in Massachusetts und Pennsylvania und durch Teilnahme an ihren gottesdienstlichen »meetings« (Zusammenkünften). In den »meetings«, bei Ansprachen und Diskussionen wie bei den »retreats« hörte ich sehr oft von den Quäker-Vorbildern und Vordenkern, auf denen man gleichsam aufbaute.

Die Teilnahme am Leben der Quäker-Gemeinschaft erweckte in mir ein großes Lernbedürfnis. Da waren die für mich so neuartigen Gottesdienste, »meetings« genannt, in denen das gemeinsame Schweigen, die Meditation dominiert. Jeder horcht in sich hinein und/oder meditiert in Dank, Bitte und Fürbitte. Gelegentlich unterbricht ein Mitglied das Schweigen, weil er/sie eine neue vertiefte Erkenntnis gewonnen hat, aus der ein mitteilungsbedürftiges »Anliegen« wird. Das mag die Sorge für einen menschlichen Notstand sein – vor Ort, andernorts im Land oder in der Welt sonstwo. Gemeinsam wird weiter meditiert, und es können aus dem erneuten Schweigen weitergehende Einsichten zu der erwähnten Angelegenheit geäußert werden.

Es gibt keine Predigt, keinen Gemeindegesang, kein Orgelspiel, keine Liturgie, keine Sakramentshandlungen, keine Kollekte. Trotzdem erleben die Mitglieder und Besucher eine große geistliche Tiefe, ja, häufig wird das Wehen des Geistes spürbar, und das Gefühl der Gemeinschaft verstärkt sich im gemeinsamen Schweigen. Ein erstaunliches Erlebnis! Ich könnte es mit einer mystischen Verbundenheit bezeichnen, die aber mit großer Nüchternheit gepaart ist. Darum wird auch im Schweigen die Selbstbesinnung im Gegenüber mit Jesu/Gottes Geist gefördert.

Man stelle sich vor: der Ort der Andacht ist nur ein kleinerer oder größerer schlichter Raum – kein Kirchturm, keine Glocken, kein Gewölbe, keine Säulen, kein Kirchenfenster, kein Altar, Kreuz, Lesepult, keine Kanzel, kein Taufstein, keine Abendmahlsgeräte, keine Gesangbücher oder Orgel, häufig auch keine große oder wertvolle Bibel. Es werden keine biblischen Perikopen vorgelesen, es mag höchstens einmal auswendig aus der Bibel zitiert werden. Es gibt kein vorgegebenes Thema, aber es ergibt sich regelmäßig ein bewegendes Thema aus dem gemeinsamen Schweigen heraus, das Thema des »Anliegens«. Das Geheimnis dahinter ist die Erfahrung des »inneren Lichts«.

Die Begegnung mit einzelnen Mitgliedern war für mich bewegend, weil es Individuen waren – ob Mann, ob Frau –, von denen Taten in Jesu Geist ausgingen, und zwar ohne viel theologische Ausführungen. Mir fiel eine seltene Geradlinigkeit auf, das Zutiefst-ehrlich-sein-Wollen gegenüber den Herausforderungen der Zeit, um der Wahrheit Gottes willen. Quäker sind nicht nur unaufdringlich in der Art, sich zu geben, sie wählen konsequent einen schlichten Lebensstil, wie ich bei Besuchen in ihren Häusern feststellte. Quäker wollen sich nicht materiellen Dingen und

Zwängen unterwerfen. Sie wollen nicht über anderen stehen und verzichten bewußt auf so manche Annehmlichkeit.

Die Überzeugung von der Gleichheit aller Menschen drückt sich ekklesiastisch darin aus, daß jede/r in der Versammlung reden oder beten wie auch Aufgaben für die Gemeinschaft übernehmen kann. (Das ist geistliche Demokratie.) Der Gedanke dahinter ist: Jeder Mensch als ein von Gott Geschaffener ist fähig, Gottes Liebe zu empfangen. Ich erlebte die geschwisterliche Freundlichkeit nicht nur in der bestehenden Gruppe, sondern auch Fremden gegenüber. Nie habe ich gehört, daß sich Quäker abwertend oder negativ, ja feindlich, über andere Menschen, Nationen oder Religionen äußerten. Ebenso erlebte ich innerhalb der eigenen Gemeinschaft keine Rivalität, kein Machtstreben.

Quäker wollen tatsächlich versöhnen, wo Zwiespalt herrscht, der Gewalt mit friedlichen Mitteln wehren und kriegerische Auseinandersetzungen verhindern helfen oder zumindest zwischen feindlichen Gruppen vermitteln. Das Licht, das sie von Jesus ausgehen sehen, ermutigt sie, mit positiven Hoffnungen in der Liebe tätig zu sein. George Fox, der Gründer der Quäker-Gemeinschaft, und seine Freunde sahen Versöhnungs- und Friedensarbeit als wesentliche christliche Aufgaben. Seither gehören die Quäker zu den historischen Friedenskirchen ebenso wie die »Brethren«, die Mennoniten und die Amish People. Ich bemerkte erfreut, daß sich Quäker mehr als religiöse Weltbürger denn als christliche Amerikaner fühlen. Zu einer ähnlichen Überzeugung war ich seit dem Zweiten Weltkrieg gekommen.

Was hatte es mit der Konsequenz aus den »Anliegen« – im »meeting« geäußert – auf sich? Nach einer gründlichen Prüfung durch die Gemeinschaft oder ein zeitweiliges Komitee entsteht häufig ein Projekt, z.B. eine Hilfsaktion, das dann von der Quäker-Hilfsorganisation »American Friends Service Committee« übernommen und betrieben wird. Wie beim gottesdienstlichen »meeting« gibt es auch hier keine strukturierte Hierarchie, keine Ämterübernahme für längere Zeit, sondern die Aufgaben werden ehrenamtlich und zeitweilig ausgeübt.

Häufig waren in der Geschichte der USA die Quäker die ersten, die auf einen sozialen oder politischen Notstand aufmerksam machten, und von ihnen wurde dann das Gewissen der Kirchen und/oder der Politiker angeregt, wie z.B. das berühmte Beispiel von der Sklavenbefreiung in Amerika. Ein anderes Beispiel ist mir aus den fünfziger Jahren in Erinnerung: die »Kriegssteuerverweigerung«, bei der der Prozentsatz der staatlichen Steuer, die für den nationalen Rüstungshaushalt bestimmt war, nicht abgeführt wurde. Es gab damals eine lebhafteste Diskussion, die allmählich auch die Kirchen ergriff.

Abschließend möchte ich bemerken, daß die Lebensart und Glaubensweise der Quäker, denen ich in den frühen fünfziger Jahren in den USA begegnet bin, wesentlich dazu beitrug, daß ich mich in diesem Land rasch einleben und heimatische Gefühle entwickeln konnte. Dies bedaure ich bis zum heutigen Tage nicht, ja, ich schätze diese Erfahrungen sehr hoch ein.



*(Nachbemerkung: Anlässlich unserer diesjährigen Tempelgründungsfeier am 15. Juni haben wir für die gegenwärtig laufenden Quäker-Hilfsaktionen eine Spendensammlung durchgeführt. Falls jemand unter unseren Lesern an der Veranstaltung nicht anwesend war, aber an der Spendensammlung teilnehmen möchte, kann er uns seinen Beitrag durch Überweisung auf ein Konto der TGD zukommen lassen. Wir werden mit der Weiterleitung des gesamten Spendenaufkommens an die Quäker-Hilfe noch bis Ende Juli warten. Die Redaktion.)*

## Lichtblick

Freitagabend vor Pfingsten. Kirchenmusikdirektor und Kantor Ernst Leuze setzt sich auf die Orgelbank der evangelischen Martinskirche in Kirchheim unter Teck. Er beginnt mit dem ersten Lied aus dem neuen Evangelischen Gesangbuch. Alle 683 Lieder wird er spielen und deren sämtliche Verse. Er hat die Lieder stundenweise in Blöcke aufgeteilt und spielt diese abwechselnd auf der Orgel, auf Flügel, Claviorganum, Cembalo, Keyboard und dem Positiv im Chor. 42 Stunden wird Ernst Leuze dazu benötigen, Pausen gönnt er sich zwischen den Blöcken nur minutenweise. Nur während der Pfingstgottesdienste am Sonntag kann er sich zum Schlafen hinlegen.

Warum tut er dies? Einen Eintrag ins Guinness-Buch der Rekorde strebt er nicht an. Ihm geht es zum einen darum, zu erreichen, daß sich einige (viele) Menschen – er nimmt sich dabei selbst nicht aus – mit dem neuen Gesangbuch beschäftigen. Zum anderen soll es eine finanzielle Unterstützung für den Orgelneubau der katholischen St. Ulrichskirche werden. Ökumene also. Ein Spendenkasten ist aufgestellt.

Während der beiden Nächte und auch tagsüber ist der Kantor nie allein in der großen Kirche. Wir, mein Mann und ich, können dies bestätigen. Wir kommen am Samstagabend um 22 Uhr und bleiben fast zwei Stunden. Ernst Leuze ist jetzt bei Lied Nr. 359. Es sind immer rund 20 Besucher da, darunter stets eine tragende Stimme, nicht selten die vom Kantor selbst. Auch wir singen mit, oft kennen wir die Lieder nicht, doch wir werden musikalisch gestützt.

Als wir am Pfingstsonntagabend gegen 18 Uhr wiederkommen, musiziert der Unermüdliche noch immer. Er läßt es sich nicht nehmen, noch kleine Improvisationen zu spielen. Ab dem Lied Nr. 650 »Liebe ist nicht nur ein Wort« singen wir wieder mit und lesen auch den darunter stehenden Spruch von Christian Morgenstern: »Es ist viel schwerer, einen Tag von Anfang bis Ende in voller Aufmerksamkeit durchzuhalten als ein Jahr in großen Absichten und hochfliegenden Plänen.«

Um 19 Uhr 37 ist Ernst Leuze beim Schlußlied 683 angelangt. Dreimal läßt er uns den Kanon »Jesus Christus gestern und heute« üben, dann erst ist der Kantor mit unserer Leistung zufrieden. Mit einem langanhaltenden Applaus wird ihm gedankt.

Was hat es uns gebracht? Nicht nur, daß wir während des ganzen Pfingstmontags von dem Erlebnis erfüllt waren, die Lieder in uns hörten, sie erneut anstimmten, soweit wir sie noch in Erinnerung hatten. Noch mehr, wir haben Gemeinschaft empfunden im besten Sinn.

*Brigitte Kneher, Kirchheim unter Teck*

## »Ändert euren Sinn!«

### **Gedanken und Eindrücke vom Wochenend-Seminar der TGD**

In diesem Jahr lautete das Thema unseres Seminars in Bernstein: »Ändert euren Sinn!« Am Freitagabend begannen wir unsere Begegnung nach einem guten Abendessen im Speiseraum des Freizeitheims mit einer Runde des Kennenlernens. Jeder der 23 Teilnehmer erzählte von sich, seiner Herkunft, seinem Leben, von dem, was sie oder ihn geprägt hat, und von der Zugehörigkeit zu den Templern.

Am Samstagmorgen erlebten wir in der Singstunde mit Lilo Thaler, welche Freude es bereitet, im Einklang miteinander zu sein. Auch beim Singen des einen oder anderen Kanons konnten wir die sich abwechselnden Reigen des Lebens erleben. In der Bibelarbeit mit Peter Lange untersuchten wir Hinweise der Heiligen Schrift zu der Frage, was im Menschen eine Sinnesänderung, einen Wandel bewirkt, wie er ein »neuer Mensch« werden kann.

Über die Zeiten hinweg hat es Propheten gegeben, die in ihrer Verkündigung eine grundlegende Änderung des Lebenssinnes einforderten. Sie forderten eine Umkehr, weg vom Dogmatismus, weg vom Formalismus und der Oberflächlichkeit, hin zur Öffnung für das wahre, größere Leben. So hören wir bei Hosea: »Ich habe Lust an der Liebe und nicht am Opfer, an der Erkenntnis Gottes und nicht am Brandopfer.« Obgleich das Gesetz volle Geltung haben soll, so wird doch die Liebe und die Öffnung zum Leben darüber gestellt. Und so hören wir von Hiesekiel: »So wahr ich lebe, finde ich kein Gefallen am Tode des Gottlosen, sondern daß der Gottlose umkehre von seinem Wege und lebe.«

Am Leben Abrahams, des Urvaters des Glaubens, erkennen wir, wie schwer es ist, das Gewohnte zu verlassen, um dem Ruf Gottes zu folgen. Das Leben ruft uns in eine unbekannte, ungesicherte Zukunft. Abraham entschied sich für das Leben. Er erkannte, wie trügerisch die Sicherheit des Gewohnten ist. Gott ist die einzige Stütze, die wir haben. In der Erprobung des Lebens reift die Kraft des Glaubens. Der Mensch überwindet das, wovor ihm graut, nur, wenn er darum ringt, das wahre Leben zu gewinnen.

Am Leben von Hiob erkennen wir, wie es einem Menschen ergeht, der sich dem Leben nicht öffnet und das Leben nicht annimmt. Tausend Klagen führt er auf den Lippen, stets in Abwehr und Ablehnung begriffen, weit entfernt von Leidensergebenheit und Lebenshingabe, welche die Sichtweise erlösend wandeln könnte. Da spricht Gott im Sturm zu ihm. Er erkennt die Größe des Lebendigen. Er legt den Finger auf den Mund, wird stille, beginnt mit den Ohren das Geheimnis des Le-

bens zu hören und mit den Augen in allen Dingen Gott zu schauen. Große Demut breitet sich in seinem Wesen aus.

Bei Johannes dem Täufer erleben wir eine große Offenheit zum Leben. In Lammfell gekleidet, den Wind im Haar, sich von Heuschrecken und Honig ernährend, öffnete er sich ganz dem Leben. Er war offenbar so hart im Nehmen, daß seine Mitmenschen zu ihm kommen und ihre Verfehlungen offen zugeben konnten. Er taufte sie im Wasser des Jordan, damit sie reingewaschen wurden von sündhaftem Tun. Dies war das Zeugnis für ihre innere Umkehr, Reue und die Bereitschaft, einen Ausgleich (Buße) für begangenes Unrecht zu schaffen. Mit Johannes dem Täufer wird die Bedeutung eines äußeren Tempels und der Priester mit einem Strich ausradiert. Gott wohnt nunmehr im Herzen eines jeden Menschen, und nicht die Zugehörigkeit zu einem Volk, sondern die Bereitschaft zur Taufe und Umkehr verbindet ihn mit Gott.

Bei Jesus rief die Taufe eine bewußte Verbindung mit der geistigen Welt hervor. Die Verkündigung Jesu führte über die Taufe hinaus zur frohen Botschaft: Ich Mensch bin für Gott ein lieber Sohn. So lautet seine Botschaft »Ändert euren Sinn und habt Vertrauen!«, vertraut auf Gott, daß er euch gut ist. Die Sinnesänderung wird gegenüber dem eigenen inneren Selbst bezeugt. Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes, nach der Gottesherrschaft. Dieses Reich wird sichtbar, wenn dem Menschen die Wahrheit Gottes aufgeht, wenn er mit den inneren Augen sehend wird und erkennt, was hinter den Dingen ist.

Am Leben des Apostels Paulus zeigt sich ebenfalls, mit welcher Urkraft das Leben hervorbricht. Der einstige Verfolger Jesu wird sein bedeutendster Apostel mit großer Wirkung auf ganz Europa. Er lehrt, daß alle Völker mit Gott verbunden sind (Ökumene). Das Verhältnis des Menschen zu Gott ist eine persönliche Beziehung. Die so mit Gott Verbundenen nannte er »die von Christus Angesprochenen« oder »die von Christus Berührten«.

Das Leben des Paulus war gekennzeichnet von Lebensnähe, Hingabe und vor allem von der Schaffung des Ausgleichs (Buße) für die von ihm begangenen Taten. Für die einst von ihm Verfolgten mußte und sollte er nun »Fürsorger« sein. Er wurde nun selbst verfolgt, von den Juden und von den falschen Brüdern. Die Juden haben ihn fünfmal geprügelt, dreimal wurde er gegeißelt, einmal gesteinigt. Und das alles war nur das Äußere. Täglich brachte man Not, Kummer, Angst und Schwierigkeiten der Gemeinden zu ihm und erwartete, daß er alles durchtrage. Wenn man ihn fragte, was an ihm erwähnenswert sei, so meinte er, es sei nicht sein Heldentum, sondern seine Schwäche.

Bahnbrechend setzte sich Paulus ein für die Gotteswürde des Menschen und für die Rechte des Einzelnen. Als seine Gefolgsleute treten wir heute ein für das Recht auf individuelle Freiheit, für die Gewissensentscheidung, für das Recht selbständigen Denkens, für persönliche Reifung und für das Recht auf subjektiven Glauben, so daß aus der Bruderliebe eine universelle Menschenbruderschaft geboren wird.

Nach diesen Hinweisen aus der Heiligen Schrift versuchten wir, das Thema der Sinnesänderung und Neuwerdung aus heutiger Sicht zu besprechen. Als Ge-

sprächsgrundlage diente ein Papier der Teilnehmerin Ruth Friedrichs aus Bad Bevensen mit dem Titel »Thesen zum Thema Vergangenheit« und »Thesen zum Thema Prägungen«. Dabei ging es darum, daß uns unsere Vergangenheit in vieler Hinsicht eine Last ist, daß daraus aber auch Chancen für neue, bisher nicht gegangene Wege eröffnet werden.

Die Hauptaufgabe besteht zunächst darin, unsere Vergangenheit, so wie sie war, zu akzeptieren und anzunehmen. Dabei sollten wir die begangenen Fehler den Mitmenschen und uns selbst verzeihen und keinen der Beteiligten als minderwertig ansehen. Alles, was wir verdrängen, verwandelt sich in Projektionen, d.h. wir projizieren das Verdrängte in unsere gegenwärtigen Erfahrungen mit unseren Mitmenschen hinein. Wir meinen, das, was wir an uns ablehnen, am anderen Menschen zu erkennen. Wenn wir uns also über andere aufregen, dann hat das zuallererst mit uns selbst zu tun. Diese Projektionen bewerten und verurteilen den anderen. Häufig kommt es auch vor, daß wir die Projektionen anderer (subjektive Wertungen) ungeprüft mit übernehmen, und so kommt es zu Vorurteilen.

Beeindruckend war die Aussage: »Einstellungen sind wichtiger als Tatsachen!« Gemeint ist die Macht des positiven Denkens, denn niemand kann uns selbst vorschreiben, wie wir unsere Erlebnisse bewerten wollen. Wir haben also immer die Möglichkeit, die Dinge in einem positiven Sinn zu sehen. Unsere Umgebung wird irgendwann diese innere Wahrheit widerspiegeln. Den Alltag können wir als beständige Übung ansehen und versuchen, uns selbst zu erkennen. Wer bin ich? Wer hat mich geprägt? Was hat mich geprägt? Für unsere positiven Prägungen können wir dankbar sein, und wir sollten den Mut haben, an unseren schmerzlichen, negativen Prägungen zu arbeiten. Nur wenn wir diese Mühe auf uns nehmen, werden wir erwachsen und können uns ändern.

Am Samstagabend wurde uns von Karin Klingbeil ein musikalischer Leckerbissen präsentiert: das Oratorium »Paulus« von Felix Mendelssohn-Bartholdy. Seit der Mensch die Engelsprache verlernt hat, ist es ihm nur noch in Formen der Kunst und der Musik möglich, die an den Himmel heranreichenden Eindrücke zu empfangen. So erlebten wir in der Musik einige Passagen, die wirklich eine bewußtseinserhebende, überirdische Wirkung haben können, wenn sich der Zuhörer öffnet.

In der Morgenandacht mit Monika Tietz am Sonntag versammelten wir uns im Klostergarten um einen stillen Rundbrunnen, in dem drei Fische schwammen und Wasserläufer freudvoll darüber huschten. Wir machten uns bewußt, daß jetzt im Mai so viele Wesen geboren werden, daß keine Zählung der Welt sie erfassen könnte. Mit allem Leben versuchten wir uns bewußt zu verbinden und die Größe des ewigen, lebendigen Gottes in allem Sein zu erleben. »Mach in mir deinem Geiste Raum, daß ich dir werd' ein guter Baum, und laß mich Wurzeln treiben; verleihe, daß zu deinem Ruhm ich deines Gartens schöne Blum' und Pflanze möge bleiben.«

Zum Seminarabschluß wurden vier kleine Gruppen mit 5-6 Teilnehmern gebildet, die in der Gruppenarbeit ergründen sollten, welche persönlichen Beispiele sie bei

ihren Mitmenschen und bei sich selbst beobachten konnten, wo ein sichtbarer Wandel in der Lebensführung erkennbar wurde. Wir stellten fest, daß der Mensch aufs Alter hin häufig ungenießbar wird, weil die verdrängten, unverarbeiteten Erlebnisse in ihm hochkommen, weil er die Selbstkontrolle verliert. Gut ist da, wenn er sich bewußt klärt, oder sollen wir sagen: verklärt? Der Mensch muß versuchen, aus seiner Egozentrik herauszugehen, alles niederzuschreiben und dann das Geschriebene wegzuwerfen. Die Bewußtwerdung führt zur Abklärung und Wandlung. Bewußt an sich zu arbeiten, führt immer wieder zu den Fragen: Was will ich wirklich? Warum habe ich Angst oder Scheu vor anderen Menschen? Wie kann ich meinen Eingebungen folgen, um mich dem Leben zu öffnen?

Wenn man immer nur an sich denkt, fühlt man sich unglücklich. Depressionen kommen, wenn man unzufrieden ist. Wir müssen den Mut zur Ehrlichkeit uns selbst gegenüber haben, wenn wir uns wirklich wandeln wollen. Durch die Methode der Rückerinnerung, abends vor dem Gebet, können wir uns vergegenwärtigen, was gut war und was weniger gut, um das Bewußtgemachte mit Vergebung und Liebe zu erfüllen. Diese tägliche Rückschau können wir im Laufe der Zeit zu einer Lebensrückschau ausweiten, unser Leben abklären, die Erlebnisse verarbeiten und mit ihnen Frieden schließen.

Tun wir das, was uns Freude macht, suchen wir die Gesellschaft mit wirklichen Menschen und öffnen wir uns dem Heiligen Geist, der uns für alles Lebendige aufschließt! Die Mitmenschen werden dann verwundert unsere leuchtenden Augen bemerken und sich in unserer Nähe unerklärlich wohl fühlen, weil unser Wesen ganz von Liebe erfüllt ist.

*Johannes Schenn, Schwäb. Hall*

## hamoshawa hagermanit chaifa

Die Friedhofsgruppe ist wohlbehalten zurückgekehrt. Karin Klingbeil hat über die geleistete Arbeit und über ihre Erlebnisse gesondert berichtet. Für das Archiv der TGD hat Professor Yossi Ben-Artzi ihr einen reichbebilderten Prospekt mitgegeben. Er ist auf Hochglanzpapier gedruckt und in deutscher Sprache verfaßt. Sein Titel auf der hübsch aufgemachten Umschlagseite lautet:

»THE GERMAN COLONY

Restaurierung und Entwicklung der Deutschen Kolonie in Haifa«

In großflächigen farbigen Zeichnungen wird das zukünftige Aussehen der Ben-Gurion-Avenue, der ehemaligen Koloniestraße, vorgestellt. Dazwischen gestreut sind kleine schwarz-weiße historische Aufnahmen von der Straße und von Häusern und Familien, alles aus der Zeit der Jahrhundertwende. Ebenfalls in kleinem Format sind Farbaufnahmen von drei Häusern zu sehen, die inzwischen restauriert worden sind.

Der Prospekt sagt dazu: »Restaurierung und Entwicklung sind die Leitelemente im Projekt 'German Colony'. Ziel ist es, die Alleen, Häuser und Gärten im ursprüng-

lichen Stil wiederherzustellen und das Viertel neu zu beleben. Am Ende des Projekts soll eine gewerblich lebendige, für Touristen attraktive Umgebung stehen, die sich vom Seehafen im Stadtnorden bis zu den wunderschönen Gärten des Bahaitempels zieht. « Als Einzelprojekte sind geplant:

- °° Verbreiterung der Bürgersteige bis zur Gebäudefassade,
- °° Schaffung öffentlicher Plätze entlang der Allee im Gartenstil der Templer,
- °° Restaurierung der ursprünglichen Fassaden historischer Gebäude,
- °° Gestaltung neuer Gebäude im authentischen Stil,
- °° Auffrischung des Baumbestandes durch einheimische Obstbäume, durch Karob- und Olivenbäume,
- °° Bepflasterung der Allee,
- °° Verwendung von Original-Materialien, um den historischen Eindruck zu erhalten.

»Die renovierte Deutsche Kolonie wird ein historischer und kultureller Anziehungspunkt für Touristen und Einheimische werden.«

Es gibt große Auflagen für die jetzigen Hausbesitzer. Professor Alex Carmel erzählte, daß ein Schlosser ihm sein Leid geklagt habe. Er müsse restaurieren, wenn er dableiben wolle, er dürfe dann nicht mal mehr sein Firmenschild aufhängen. Die Auflagen könne er nicht erfüllen. So wird manches Haus in anderen Besitz übergehen, und nicht jedes Haus wird gerettet werden können.

Das Planungsbüro, das im ehemaligen, sehr schön renovierten Ehmanschen Haus untergebracht ist, hat ein kleines Emblem entwickelt, ein Markenzeichen quasi, das auf jeder Prospektseite abgedruckt ist: es ist ein rundes Zeichen, das in der Mitte eine historische Aufnahme der Kolonie und das Gründungsjahr 1869 enthält. Im Rund umrahmt kann man in Hebräisch, Englisch und Arabisch lesen, daß es sich hier um die Deutsche Kolonie handelt. In Hebräisch heißt dies: »hamoshawa hagermanit chaifa«.

Natürlich wird sich der Charakter der einstigen Templerkolonie verändern. Das ehrgeizige Vorhaben, das die Stadt Haifa in Übereinstimmung mit dem Tourismusministerium und der Israelischen Landesbehörde durchführt, kann diese Veränderung nicht verhindern, zumal sich neben Museen, Galerien, Theatern auch Boutiken, kleine Restaurants, Cafés, Kunsthandwerk- und Souvenirläden usw. ansiedeln sollen. »Neues Leben in einer nostalgischen Atmosphäre« nennt dies der Prospekt.

Sicher sind wir mit dem einen oder anderen Punkt nicht einverstanden, aber es sollte uns tröstlich stimmen, daß die Verwirklichung eines Planes zum Bau eines Boulevards mit eleganten Geschäftshäusern an der »schönsten Straße Israels« verhindert werden konnte. Großen Dank verdient haben die Professoren Alex Carmel und Yossi Ben-Artzi durch ihren unermüdlichen Einsatz für die Erhaltung des historischen Landschaftsbildes der »Deutschen Kolonie Haifa«.

*Brigitte Kneher, Kirchheim unter Teck*